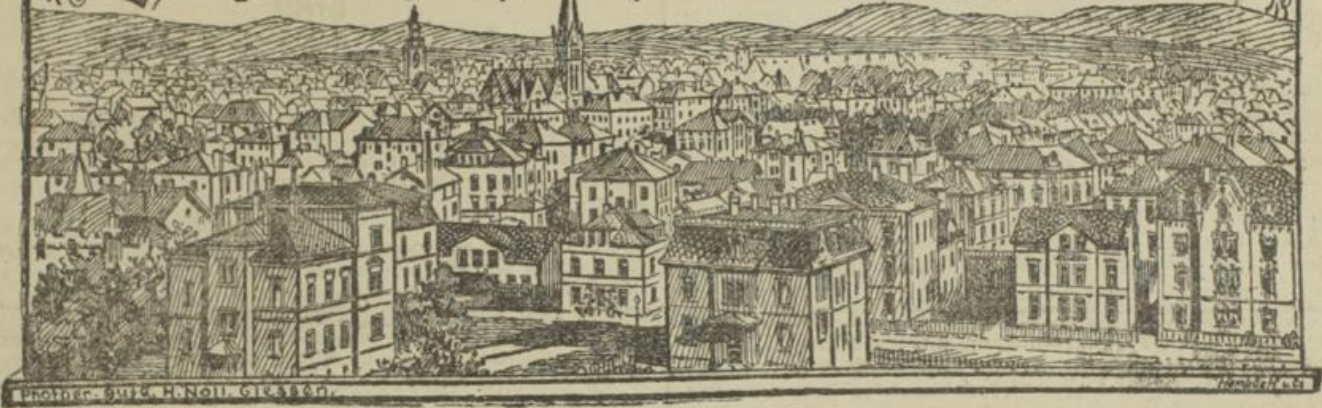


Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Die Beamten kamen herein, und Geheimrat Kersten schleppte sich mühsam bis auf die Estrade, um sich hier am Tische niederzulassen. Es mußten unter allen Umständen die nötigen Befehle gegeben werden, um das Bergwerk möglichst rasch wieder betriebsfähig zu machen. Schon die Nachtschicht mußte mit den Aufräumungsarbeiten beginnen, mußte die festeren Teile des Fließes herauszuschaffen suchen, damit der Querschlag bald wieder benutzt werden konnte.

Dann mußten die Aufzeichnungen betreffs der Arbeiter, die beim Rettungswerke geholfen hatten, und der Nachtschicht gemacht werden, und Kersten erklärte Dora:

„Du mußt fort. Wir brauchen das Zechenhaus, das Aufschreiben muß stattfinden.“

Graf Klinger kam herein, und auf den Wunsch Kerstens fuhrte er Dora hinaus. Willenslos und stumm folgte sie ihm.

„Ich will nach dem Knappschaftslazarett,“ sagte Dora, „und mich nach dem Befinden der Kranken erkundigen.“

„Ich begleite Sie,“ erklärte Graf Klinger, „wenn Sie gestatten; ich will sehen, was aus den Bewußtlosen wird.“

Die Menge draußen fing an, sich zu verlaufen. Das Zechenhaus füllte sich mit Arbeitern, die vom Rettungswerke kamen oder die bereit waren, zur Nachtschicht einzufahren. Die Sanitätskolonne räumte die Betten aus dem Zechenhaus und brach draußen ihre Zelte ab.

Das Auto mußte sehr langsam fahren, denn die ganze Chaussee war voll Menschen. Auch die Straßen in Dorotheenhof waren von Menschenmassen blockiert, und überall sah man Gerettete, umgeben von Gruppen von Verwandten und Freunden, die die dem Tode Entronnenen nach Hause geleiteten.

Das Knappschaftslazarett, ein Komplex von stattlichen Gebäulichkeiten, eine Krankenheilanstalt, wie sie kaum eine Großstadt aufzuweisen hat, lag draußen inmitten eines Parks. Jenseits Dorotheenhof konnte der Wagen schneller fahren, und es war neuneinhalb Uhr abends, als Dora und Graf Klinger vor dem Portal des Verwaltungsgebäudes hielten.

Der Portier wollte Schwierigkeiten machen und behauptete, er dürfe niemand einlassen. Er entschloß sich aber doch, den wachhabenden Offizier herbeizuholen, und dieser meldete die Anwesenheit Doras und des Grafen Klinger dem Chefarzt, der den Eintritt gestattete und selbst kam, um die Besucher zu empfangen.

„Es geht den Kranken besser, sie sind sämtlich zum Bewußtsein gekommen, aber noch schwach und etwas verwirrt. In wenigen Tagen aber werden sie genesen sein. Schlimme Folgen aber werden bei keinem zurückbleiben.“

Der Chefarzt geleitete Dora und den Grafen Klinger über mehrere Höfe bis zu dem Pavillon, in dem die Kranken lagen.

Die Stationschwester meldete, daß der Bergkat Spalding lebhaft nach dem Grafen Klinger verlangt habe.

Der Chefarzt ging selbst zu dem Kranken und kam nach einiger Zeit zurück.

„Gehen Sie nur hinein, Herr Graf,“ sagte er, „und beruhigen Sie ihn. Sie wissen besser Bescheid über die Rettung als ich. Der Patient will hören, wie es im Bergwerk steht.“

Als dann Graf Klinger an das Bett des Freundes trat, waren die Augen Werners schon wieder hell, und mit einem matten Lächeln reichte er dem Freunde die Hand.

„Nun verdanke ich Ihnen mein Leben!“ rief Werner. „Wie steht es um die Eingeschlossenen?“

„Alles gerettet, alles in Ordnung, niemand zu Schaden gekommen. Sie und ihre fünf Begleiter werden in wenigen Tagen gesund sein.“

„Es ging dicht am Tode vorbei“, berichtete Werner; „es mußten aus dem Brandfelde Gase herausgedrungen sein. Durch den Einbruch des Fließes muß irgendeine Kluft im Gebirge sich geöffnet haben, aus der die Gase hervorkamen. Wie sind Sie zu uns gekommen?“

Graf Klinger mußte mit kurzen Worten erklären, wie er das Rettungswerk vollbracht. Dann weigerte er sich aber weiter zu sprechen und erklärte:

„Sie dürfen sich nicht aufregen. Ich muß auch hinaus. Fräulein Buchwald wartet draußen. Sie kam, um sich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.“

„Sie ist gekommen“, sagte Werner lächelnd; „danken Sie ihr vieltausendmal von mir. Sie ist gekommen!“

Graf Klinger eilte hinaus und fand Dora im Wartezimmer allein.

Mit Erstaunen hatte Werner das plötzliche Verschwinden des Freundes bemerkt. Nach kurzer Zeit aber ging die Tür wieder auf, und in den matt erleuchteten Raum trat eine Person. Werner hörte das Raschen eines Kleides.

„Wer ist da?“ fragte er matt.

„Ich bin es, Dora Buchwald“, flüsterte eine Stimme neben seinem Bett.

„Dora!“ rief Werner mit glückseligem Lächeln.

Eine weinende Frauengestalt kniete an seinem Bette nieder. Mühsam hob Werner den schmerzenden Kopf und blickte in die tränenverschleierte, leuchtenden Augen Doras.

„Dora, geliebte Dora!“ sagte langsam und feierlich Werner und legte seinen Arm um den Hals Doras.

Sie bedeckte sein Gesicht mit Küssen und Tränen, bis Graf Klinger erschien und sie mahnte, den Kranken allein zu lassen.

15. Kapitel.

Die weiteste Umgebung von Dörsburg bis hinunter nach Neuenburg ist in Aufregung, und Tausende von Menschen

Neugierige, die etwas sehen wollen, was selten genug ist, sind auf den Beinen.

Es ist der Hochzeitstag Dora Buchwalds mit Berggrat Werner Spalding. Für die Buchwaldschen Werke ist heute Feiertag; nur die unumgänglich nötigsten, für die Erhaltung der Werke erforderlichen Arbeiten werden verrichtet; sonst ist alles nur Festesglanz, Festeschmuck und Festesfreude.

In Dasburg hat am Vormittag die kirchliche Feier stattgefunden, bei welcher die Tausende von Arbeitern paradierten. Jetzt, in den frühesten Nachmittagsstunden, findet in Saarkirchen das Hochzeitsdiner im engen Kreise statt. Im festlich geschmückten Speisesaal des alten Herrenhofes sind um den Tisch mit dem Brautpaar vereinigt alle Hauptpersonen: der alte Geheimrat Kersten, neben ihm der geneseene Sohn Lothar mit seiner Gattin Barbara Kersten, und als nächst wichtiges Paar der Held Graf Kinter mit seiner Braut, der kleinen Gräfin Kother.

Ja, er ist ein Held, der gute Graf Kinter, wie er sich das so lebhaft gewünscht hat, und wer es nicht glauben will, der betrachte die Rettungsmedaille auf seiner Brust, diese einfache Medaille, die doch eine so ehrenvolle Auszeichnung ist, weil sie besagt, daß der Inhaber mit eigener Lebensgefahr gerettet hat. Die kleine Gräfin Kother blickt mit Stolz auf ihren Bräutigam und auf seine Auszeichnung. Sie erinnert sich vielleicht daran, daß Fürst Bismarck auf keine seiner zahllosen Ordensdekorationen so stolz war wie auf die Rettungsmedaille, die er sich einst dadurch erworben, daß er als junger Offizier seinen Reittnecht vom Tode des Ertrinkens gerettet.

Auch Tante Schottelius ist anwesend. Man mußte ihr aus verwandtschaftlichen Rücksichten eine Einladung zur Hochzeit schicken, und sie ist derselben nachgekommen. Sie hat gleich nachdem das Brautpaar aus der Kirche kam, Werner mit herzlichen Worten Glück gewünscht und ihm gesagt:

„Ich wußte, daß Sie Dora heiraten würden, als Sie in das Haus kamen, und ich habe schon in den ersten Tagen zu Dora gesagt: Den nimm, wenn er dich haben will; mit keinem wirst du so glücklich werden wie mit diesem Manne.“

Werner schüttelte ihr gerührt die Hand. Dora hatte es bisher nicht für nötig befunden, ihn über die Intrigen zu unterrichten, welche die boshafte Frau gegen ihn gesponnen hatte. Tante Schottelius hatte, als sie das Haus Doras verließ, einen Augenblick daran gedacht, den Berggrat bei den Behörden wegen seines Duells anzuzeigen; aber sie überlegte dann, daß sie das wahrscheinlich die Pension kosten würde, die ihr Dora zahlte, und deshalb unterließ sie es. Aber die Freuden der Hochzeit kostete sie vollständig aus, und sie tat, als ob zwischen ihr und Dora nie etwas vorgefallen wäre.

Nachmittags, bevor es dunkel wurde, kam ein langer Festzug von Kindern mit Lehrern und Lehrerinnen, um dem Brautpaar Glück zu wünschen. Gegen Abend erschien der gesamte Musikverein, brachte eine Serenade, und die Mitglieder blieben dann als Gäste in Saarkirchen, wo sie sich an kalten Büfets gütlich taten. Als es aber dunkel war, begann eine wahre Kanonade von Böllerschüssen. Von der Theresien-Hütte her beleuchteten Scheinwerfer die ganze Gegend bis Saarkirchen, und dann rückten mit Fackeln und Lampen die Tausende der Arbeiter, geführt von den Beamten, heran, um ihrerseits noch einmal Glück zu wünschen. Die Deputation der Beamten führten die neuernannten Direktor Lenste und Berginspektor Wandlich, die Deputation der Arbeiter der Oberschmelzer Wolter und Hartrop.

Werner ließ es sich nicht nehmen, mit Dora durch die Reihe der draußen aufgestellten Arbeiter zu gehen und besonders seine Begleiter beim Rettungswerk, die wieder gewesen fünf Arbeiter, zu begrüßen, ebenso wie die Arbeiter von der Theresien-Hütte und der Justinus-Grube, von denen ihm so viele persönlich bekannt waren.

Mit Musik und dem Gesang der alten Bergmannslieder marschierte die endlos scheinende Kolonne endlich wieder ab.

Geheimrat Kersten trat zu Werner, den er glücklich in eine Ecke gezogen hatte, und sagte ihm:

„Von heute ab gestattest du mir das vertrauliche „Du“. Ich betrachte dich jetzt als zu meiner Familie gehörig. Und nun stoß an mit mir darauf, daß eine neue Zeit auch für die Buchwaldschen Werke kommt und das „Weiberregiment“ ein Ende hat!“

„Ich will es tun, Onkel Geheimrat“, antwortete Werner gerührt; „aber ich hoffe, du wirst mir mit Rat zur Seite

stehen, wenn ich jetzt allein die Leitung sämtlicher Werke übernehme.“

„Den Rat sollst du haben, soweit du dessen bedarfst“, entgegnete der Geheimrat; „aber ich glaube nicht, daß du ihn nötig haben wirst. Noch einmal: laß mich mit dir anstoßen auf das neue Regiment, das jetzt für die Buchwaldschen Werke kommt, und der Himmel segne dich und Dora!“

Treue.

Von Wilhelm Scharrelmann.

Rein, war denn schon einmal so etwas dagewesen? War es nicht rührend und beispiellos?

Jedenfalls sprach man in der ganzen Nachbarschaft davon. Denn nachdem Jakobine so unvorsichtig gewesen war, Ada Kirchner ihr Geheimnis anzuvertrauen, war es kein Wunder, wenn es nach drei Tagen niemand mehr im Städtchen gab, der nicht davon gewußt hätte!

Also darum war Jakobine Niemann unvermählt geblieben, weil sie Erich Bodmer nicht hatte vergessen können, den blonden, schmalen Jungen, der vor 20 Jahren nach Canada ausgewandert war und während der ganzen Zeit nicht ein einziges Lebenszeichen von sich gegeben hatte, so daß man ihn fast vergessen gehabt hatte?

Aber nun war plötzlich ein Brief von ihm an Jakobines Adresse gekommen? Und eine offen ausgesprochene Werbung stand darin?

Das war ja wie ein Märchen!

Alsusdruher mochte Jakobine die lange Treue ja vielleicht nicht geworden sein. Es war ja ein offenes Geheimnis, daß ihr Vermögen nicht sehr groß war, und wie die Dinge nun heutzutage einmal lagen, nicht wahr? . . . Aber niemand hatte doch geahnt, daß sie auf Erich Bodmer wartete, der seinerzeit so plötzlich in die weite Welt gegangen war, als sein Vater starb und das Geschäft nicht zu halten gewesen war.

Freilich, wagemutig und unternehmungslustig war er gewesen, das mußte ihm der Reid lassen. Und nun war es ihm wirklich drüber geglückt? Sieh mal einer an! Wer hätte das gedacht? Da kam er nun wahrscheinlich reich wie ein Krösus zurück und hatte die kleine Jakobine Niemann nicht vergessen? Nein, wie das rührend war! Allerdings, wie er seinerzeit darauf gekommen war, sein Auge gerade auf Jakobine zu werfen, blieb ein Geheimnis. Sie war doch nie besonders ansehnlich gewesen, und wenn er nur hätte die Augen ordentlich aufmachen wollen. — Aber junge Leute waren ja mitunter rätselhaft, wirklich rätselhaft. Das gelungenste aber war doch eigentlich, daß niemand davon gewußt hatte! Du liebe Zeit, so eine Heimlichtuerei! Daß Jakobine sich seit Jahren von allem zurückgezogen hatte, war ja richtig, und man hätte vielleicht dies oder jenes ahnen können. Aber schließlich war das doch eigentlich ganz begründet gewesen! Einmal war damals ihre Mutter gestorben, und zum andern kam sie doch auch allmählich ein wenig in die Jahre, ein wenig sehr sogar. Ueber die vierzig war sie nun doch bestimmt schon hinaus! Daß sie überhaupt noch heiratete! Aber natürlich! Nun sie noch eine so fabelhafte Partie machen konnte? Aber vielleicht war es mit dem Reichtum Bodmers doch nicht so weit her? Nun man würde ja sehen, würde ja sehen!

Jakobine sah währenddessen ahnungslos in ihrer Stube und las zum soundsovielten Male den Brief, den ihr der Jugendfreund geschrieben hatte.

„Wenn Du noch dieselbe geblieben bist, und mich nicht völlig vergessen hast —“

Sie lächelte. Sie war gewiß noch dieselbe wie früher. Hatte sie die langen Jahre jemals an einen andern gedacht?

Sie nahm eine verblüdete Photographie aus einem Anzuge ihres kleinen Schreibstisches und betrachtete sie lange und innig.

Wie hübsch er doch war! Der schmale Schnurrbart stand ihm gut, und das braune Haar legte sich ihm weich an die Schläfen! Aber welche Energie die festgeschlossenen Lippen verrieten! Ja, so war er immer gewesen. Nicht lange gefragt, gezauert und überlegt! Frisch hinaus in die Welt und zwanzig Jahre kein Wort von sich hören lassen, so daß sie seit Jahren an ihn nur wie an einen Toten gedacht hatte. Aber eine heimliche Hoffnung des Wiedersehens hatte sie eigentlich doch nie völlig verlassen! Nun sollte sie plötzlich in Erfüllung gehen?

Das Herz stand ihr still bei dem Gedanken.

Freilich, wenn sie es sich überlegte — es war eigentlich zwischen ihnen kaum zu einer Aussprache gekommen damals. Aber etwas Unausgesprochenes war zwischen ihnen gewesen — und das machte sie wohl fester verbunden haben, als alle Gelübde. Auch am Abend vor der Abreise, als sie ihn zum letzten Male gesprochen hatte, hatte er sie zu nichts verpflichtet. „Leb wohl, Bine, ich weiß nicht, ob ich je wieder etwas von dir hören lassen kann. Wer weiß, wie es mir drüben geht? Wahrscheinlich werde ich nicht viel Zeit haben, Briefe zu schreiben!“

So ähnlich hatte er gesagt. Sie wußte die Worte nicht mehr. Aber den Blick seiner Augen sah sie noch, und seinen Händedruck fühlte sie noch.

„Wenn ich auch nicht reich bin, zu leben habe ich, und wenn mein Jakobinchen mich noch mag —“

Jedesmal klopfte ihr das Herz wieder, wenn sie an diese Stelle kam. Ob sie wirklich nicht zu sehr gealtert war?

Sie trat vor den Spiegel und betrachtete sich aufmerksam prüfend.

Seufzend versuchte sie sich mit der schmalen Hand die Stirn glatt zu streichen, lockerte die Frisur ein wenig, und ging dann an den kleinen Eschrank aus Mahagoni, in dem sie allerhand Bändchen und Spitzen aufbewahrte, wählte ein Jabot aus zartem Mull, steckte es vor, besah sich wieder im Spiegel und versuchte dann, wie eine Schleife aus Samtband im Haar ihr zu Gesicht stände.

Vielleicht sah sie wirklich ein wenig streng aus in dem eng-anliegenden schwarzen Kleide?

Seit dem Tode ihrer Mutter hatte sie immer nur Schwarz getragen, und Schwarz machte doch ein wenig grämlich und alt. Ob sie nicht besser ein anderes Kleid wählte, selbst wenn es nicht mehr nach der Mode war?

Sie schritt zum Spind im Nebenzimmer und begann ihre Garderobe zu mustern.

Wenn sie sich die Wahrheit gestand, mußte sie sich sagen, daß sie sie in den letzten Jahren doch ein wenig vernachlässigt hatte. Gut, daß sie darüber zur Einsicht kam.

Den Morgen am Tage seiner Ankunft brachte sie in fieberhafter Erwartung zu. Im gelben Zimmer, wo sie ihn empfangen wollte, stand ein Strauß von frischen Rosen auf dem Tische, und die Decke aus gelber Seide, die sonst nur an großen Feiertagen einmal aus der Truhe genommen wurde, leuchtete mit ihren weißgestickten Blumen durch den sonntäglich geschmückten Raum. Prüfend ließ sie ihre Augen noch einmal durch das Zimmer schweifen und besah sich dann selbst aufmerksam im Spiegel.

Sie hatte sich für das blaue entschieden. Nervös strich sie die weißen Wuschläge an den Aermeln und am Halsausschnitt glatt, zwifte die Klöppelspitze zurecht, die beim Ankleiden ein wenig in Unordnung gekommen war und musterte die neue Frisur, die sie seit einigen Tagen trug.

Langsam vergingen die Stunden. Mit dem Frühzug war er nicht gekommen, und wenn er den Schnellzug, der eben vor Mittag eintraf, nicht benutzte, konnte sie ihn erst am Nachmittag erwarten.

Aber der Mittag verging, ohne daß die Klingel sich gerührt hätte.

Sie konnte bei Tisch vor Aufregung nichts genießen und ließ die Schüsseln unangerührt wieder abtragen, trotzdem es ihr peinlich war vor dem Mädchen, soviel Unruhe an den Tag zu legen.

Aber sie konnte nicht anders.

Nervös drückte sie sich zum soundsovielten Male die Frisur an die Schläfen. Immer hatte sie ein Gefühl, als wenn da etwas in Unordnung geraten wäre. Aber das machte wohl das Ungewohnte.

Nuhelos begann sie wieder von einem Zimmer ins andere zu wandern. Schließlich wollte sie sich zur Ruhe zwingen. Sie setzte sich in den Lehnstuhl am Fenster, blätterte in einem Roman und ließ ihre Augen über die Seiten wandern, ohne zu verstehen, was sie las. Dann klopfte sie das Buch wieder zu, seufzte und nahm ihre Wanderung wieder auf.

Plötzlich läutete es. Sie zitterte so heftig, daß sie meinte, umsinken zu müssen, und die Lippen bebten ihr.

Es war der Bote aus der Chemischen Wäscherei, der die Wäsche zurückbrachte, die sie sich hatt reinigen lassen.

Das ernüchterte sie, und sie wurde ein wenig ruhiger. Ueberhaupt konnte er ja jetzt gar nicht kommen. Der nächste Schnellzug traf doch erst um 5 Uhr 13 ein. Woher sollte er denn da jetzt mit einemmale auftauchen? Der Gedanke beruhigte sie, und sie lächelte über sich selbst.

Aber da läutete es wieder. Sie war ärgerlich auf sich, daß sie abermals einen Schreck bekommen hatte.

Stirnrunzelnd blickte sie zur Stubentür hinaus und sah einen Fremden vor der Haustür im Windsfang stehen.

Was für ein Talent solche Menschen haben, immer zu ungelegener Zeit zu kommen! dachte sie unzufrieden und öffnete selbst. Sie wünschten?

Verzeihung, sagte der Fremde, ein wenig verlegen über den Ton der Anrede, Jakobine — oder muß ich heute Fräulein Niemann sagen?

Mein Gott! sagte Jakobine und erblaute. Bitte, wenn Sie näbertreten wollen? — Sie — gewiß — verzeihen Sie — ich habe Sie eben wirklich nicht erkannt! — Ich — Wollen Sie nicht näher treten? Erich Bodmer, nicht wahr?

Kein anderer! lachte er nun, ihr die Hand reichend. Haben Sie mich wirklich nicht gleich erkannt?

Da sahen sie nun in dem gelben Zimmer, in dem die Sonne so leuchtend hinter dem Grün der Geranien stand, die ihre Blätter wie kleine grüne Schirme gegen die Scheiben preschten, sahen aneinander vorbei und wußten nicht, was sie reden sollten.

Jakobine war innerlich wie erstarrt. Die plötzliche Enttäuschung, die ihr das Wiedersehen bereitet hatte, war zu groß gewesen. Dieser Mann mit dem allzu starken Leibe, den hervorquellenden, stark geröteten Backen, dem grauen Haar und der reichlich unbefangenen Weise, sich zu geben, — war Erich Bodmer? Als sie ihn vorhin zuerst erkannt hatte, hatte sie die Empfindung

gehabt, als wäre ihr die Juglust, die beim Oeffnen der Tür läßt über den Flur hinstrich, bis ins innerste Herz gedrungen, und nun sah sie da, als wäre alles in ihr erstarrt, sagte ja und nein und verbarg die lächelnde Enttäuschung, die auf ihr lag, hinter einem gezwungenen Lächeln, das wie eine Maske auf ihrem Gesichte lag.

Erich Bodmer begann währenddessen ahnungslos von seinen Erlebnissen zu plaudern, mit einer Stimme, die noch den alten Klang hatte.

Ich wußte nicht, ob ich wirklich schreiben sollte? Na, zuletzt sagte ich mir, — warum eigentlich nicht? Daß Sie nicht verheiratet waren, hatte ich nämlich erfahren . . .

Sie hörte ihm zu, ohne viel zu entgegenen, immer noch das starre Lächeln auf den Lippen. Niemand hatte sie sich vorgestellt, daß der Mann, dessen Bild sie die langen Jahre unverändert in ihrer Erinnerung bewahrt hatte, ihr einmal als ein ganz anderer, fremd gewordener wieder gegenüber treten könne. Aber nun fühlte sie mit schmerzhafter Deutlichkeit aus jedem seiner Worte, daß Erich Bodmer, der sie einst verlassen hatte, kaum eine Ähnlichkeit mehr hatte mit dem, der heute vor ihr saß.

Es war nicht das Aeußere allein. Rein, der innere Mensch in ihm, der aus seinen Worten und Bewegungen sprach, sich in seiner Haltung, dem Blick seiner Augen, dem Ton seiner Sätze ausdrückte, war ein ganz anderer, als er sie erwartet hatte. Sie empfand das mit einer Schärfe, die keinen Widerspruch in ihr aufkommen ließ. Hatte sie sich vielleicht auch früher ein ganz falsches Bild von ihm gemacht? fragte sie sich. War er vielleicht nie so gewesen, wie sie ihn damals gesehen hatte? Hatte sie vielleicht während der langen Jahre der Trennung eine Vorstellung von ihm in sich genährt, die sich allmählich immer weiter von der Wirklichkeit entfernte, und ihm Züge verliehen hatte, die er nie besaß?

Erich Bodmer plauderte währenddessen unbekümmert von seinen Erlebnissen. Er sprach ein wenig nachlässig im Ton, hin und wieder ein englisches Wort in seine Sätze mischend, und versuchte das Peinliche des ersten Wiedersehens durch einen lautereren Sprechton, als er ihm sonst eigen war, zu verdecken. Aber im Grunde hatte er eine ähnliche Empfindung wie sie.

Wie sie gealtert ist, dachte er. Was doch zwanzig Jahre aus einem Mädchen machen können! Beteufelt ja, wer hätte das gedacht?

Er vermied es, ohne sich klar darüber zu sein, warum er es tue, eine Pause im Gespräch eintreten zu lassen, sprach hastig und mit einer übertriebenen Lebhaftigkeit, ohne sie veranlassen zu können, auf diesen Ton einzugehen. Sie blieb so einsilbig wie vorhin, von ihrer Enttäuschung wie unter einem Dam gebalten. Ihr war, als zöge sich ihre innere Welt in einem engen kleinen Kreis zusammen, und ein Gefühl der Vereinsamung überkam sie, die sie unter der Gewalt der Enttäuschung, die auf ihr lag, wie eine Wohlthat empfand.

Wenn er nur nicht auf die Werbung zu sprechen kommt, dachte sie zwischen seinen Worten in plötzlicher Angst.

Und nun wollen Sie einmal die Heimat wiedersehen, nicht wahr? Sie werden sehen, wir haben allerhand Veränderungen im Städtchen gehabt!

Wirklich? lächelte er. Ich glaube, es werden nicht allzu viele sein, so konservativ wie man hier ist?

Auch er vermied es augenscheinlich, auf seine Werbung zu sprechen zu kommen. Aber als er nach einer Viertelstunde aufstand, begann er doch unvermittelt: Allzulange zu bleiben, habe ich allerdings nicht vor. Wenn ich mir Hoffnung machen dürfte, daß Sie mich auf der Rückreise begleiten? Sie werden sehen, drüben in der neuen Welt —

Das war die Entscheidung. Nun mußte sie sprechen.

Ich danke Ihnen sehr, preschte sie heraus. Aber nicht wahr? Man kommt doch allmählich ein wenig in die Jahre. Und dann, ich glaube wirklich, es ist zu spät. Vielleicht war es nicht recht von mir, auf Ihren Brief hin neulich Hoffnungen in Ihnen zu erwecken, die ich vielleicht doch nicht erfüllen konnte . . .

Sie brauchen sich ja nicht gleich zu entscheiden, antwortete er vermittelnd.

Ich komme wohl zu keinem anderen Entschluß, entgegnete sie und machte einen schwachen Versuch zu lächeln, um ihre Worte unbefangenen und harmlos erscheinen zu lassen.

Auch er lächelte, aber ohne klar zu empfinden, warum.

Nun ich hoffe trotzdem, daß wir das letzte Wort darüber noch nicht gesprochen haben, sagte er, wußte aber ebenso gut so sie, daß mehr freundliche Höflichkeit, als der Wunsch, daß es so sein möchte, aus seinen Worten sprach.

Dann verabschiedete er sich und ging.

Als sie die Tür hinter ihm geschlossen hatte, wandte sie sich langsam um, nahm das Buch, in dem sie vergeblich versucht hatte zu lesen, blätterte darin, als dürfe sie selbst die Dinge im Zimmer nicht merken lassen, was geschehen war, und blickte dann verloren auf eine Stelle gegenüber an der Wand.

Es war totenstill im Zimmer. Nur der Kanarienvogel knabberte leise an dem Stückchen Zucker, das sie ihm zwischen die Stangen seines Käfigs geklemmt hatte.

Aber plötzlich glitt das Buch von ihrem Schoß, und aus ihrer Brust rang sich ein Seufzer los, der ihr die Tränen löste, die unaufhaltsam über ihre Wangen strömten, als müßten sie

den Druck ihres enttäuschten, einsamen Herzens lösen und die Maske der Starre und Unbewegtheit aus ihrem Gesicht wegwischen, die wie ein Krampf darüber gelegen hatte.

Sie weinte, trotzdem sie wußte, daß es so am besten war und sie sich nie hätte anders entscheiden können. Nein, dachte sie unter Tränen, wir sind zu lange unsere Wege für uns gegangen, und da findet man nicht so einfach zu einander zurück, wie man denkt. Das Heute läßt sich nicht mehr an einen Tag knüpfen, der so weit hinter einem liegt.

Währenddessen stand Erich Bodmer an der nächsten Straßenkreuzung und brannte sich eine Zigarre an.

Mit einem Kopfschütteln ging er dann langsam weiter. Er konnte nicht recht mit sich ins Reine kommen.

Das verstehe, wer kann! brummte er vor sich hin. Aber wie sich ein Mensch in so kurzer Zeit auch so verändern kann! Das sah doch alles schon ganz versteinert nach alter Jungfer aus!

Brief und Postkarte.

Von Alexander v. Gleichen-Rufwurm.

Was wir heute an freundschaftlichen Grüßen mit Verwandten und Bekannten austauschen, was an gegenseitigen Schreiben den Geschäftsverkehr oder die gesellschaftlichen Verbindungen unter Privatpersonen aufrechterhält, wird dem buchstäblichen Sinn des Wortes „Brief“ wohl mehr gerecht als alle Gefühlsgüsse und alle Weichschwefigkeiten früherer Zeit. Denn das Wort „Brief“ stammt vom lateinischen „breve = kurz“ ab und bildete sich, als die mittelalterliche Kulturwelt eine deutsche Sprache schuf, wohlgeignet zu gebildetem Verkehr.

Ja, kurz sind vor allem jene Briefe, die in der Reisezeit zwischen den Mitgliedern eines auseinandergeflatterten Kreises hin- und hergehen, und noch kürzer gefaßt wird der Stil auf einer Postkarte, deren verlockendes Bildchen meistens mehr erzählen soll als die Begleitfuge des Schreibens.

Nichts ist so charakteristisch für die Lebensanschauung einer Zeit als die Art und Weise, mit der die Menschen einander schreiben, mögen sie sich geben, wie sie sind, oder kräftig posieren. Denn unter der Pose steckt immer etwas vom Idealbild einer Generation und immer recht viel von der wahren Persönlichkeit. Der Unklare wird stets unklar, der Aengstliche stets ängstlich, der Zeremoniöse zeremoniös schreiben, und nur einem ganzen Menschen wird ein ganzer Brief gelingen. Daß die Gegenwart den kurzen Brief und noch mehr die Postkarte bevorzugt, soll man nicht als eine Unhöflichkeit des Herzens bezeichnen, sondern als vollständig gerechtfertigten Ausdruck unserer Weiensart, die auf das Rasche, Prägnante, Unerschütterliche hinausgeht, in jeder Beziehung. George Sand, die nach mancher Richtung zur modernen Zeit überleitet, schrieb einmal, man möge ihr langes Geschwätz entschuldigen, denn sie habe keine Zeit, sich kurz zu fassen. Es ist gar nicht leicht, auf einem unserer kleinen Briefbogen oder auf der Wreiffenseite einer Postkarte wirklich etwas mitzuteilen. Man muß schon seinen Stil fest in der Feder und seine Gedanken klar geordnet im Kopf haben. Die klassischen Beispiele schöner Briefe von Plinius bis zu Mme. de Sevigné und von Alcein bis Goethe sind Literatur geworden, die neue Form für das neue Leben müssen wir uns hier selbst schaffen, wie für vieles andere auch.

Als Stockhausen im 18. Jahrhundert die „Grundsätze wohlgerichteter Briefe“ aufstellte und Gellert manches schrieb vom „guten Geschmack in Briefen“, mußten die Gebildeten vor dem unmaßelichen und wunderbar steifen Briefstil gewarnt werden, der sich seit dem „neuen vollkommenen Ganz- und Titelbuch rethorischer jespitiger canclischer Bierlichkeit“ überall verbreitet hatte. Davon sind wir weit entfernt, da und dort wünscht man sogar etwas verbindlichere Form, wenn auch glücklicherweise der Titelunflug an Platz- und Zeitmangel eines langsamen Todes verbleicht. Aber die Empfindsamen gerieten in jene Ueberschwänglichkeit, die beinahe noch ärger war als die steife Bierlichkeit. Nur ganz hervorragende Menschen standen über solcher Zeitunart und erhoben sich zu Briefwechseln, die noch heute zur schönsten Lektüre gehören.

Aber, Hand aufs Herz, könnten und wollten auch wir ebensolche „Korrespondenzen etablieren“, wie man damals sagte? Könnten wir uns eine Sports-Girl und einen jungen Herrn der Gegenwart vorstellen, die mit dem Füllfederhalter sich Rechenschaft geben über ihr Inneres und ihre Stellungnahme den verschiedensten abstrakten Begriffen gegenüber? Wir unterhalten uns auch anders zusammen als die früheren Generationen, denen Gespräch und Brief oft die einzige Möglichkeit boten, lebendige Eindrücke von außen zu bekommen. Und die Sprache des Briefs muß sich der Lebendigkeit mündlicher Unterhaltung annähern, so daß man den Schreibenden vor sich zu sehen und zu hören glaubt. Freude bereiten nur wirklich persönliche Briefe, die weder einen druckreinen noch einen verklärten Eindruck machen.

Die Aussprache von Herz zu Herz, der sogenannte Liebesbrief, der seit dem Altertum zarte Beziehungen vermittelte, hat im Lauf der Jahrhunderte äußerlich manche Wandlung erfahren, wenn auch der Kern des Inhalts sich gleich geblieben ist. Ob man sein Bittet nach den Regeln schreibt, die Doid in der Liebeskunst gegeben hat, ob man verfährt, wie es das 17. Jahrhundert wollte, nach dem

Büchlein „Neuausgerichtete Liebeskammer, darin allerhand höfliche verliebte Schreibweisen an das löbliche und anmuthige Frauenzimmer abgefaßt und beantwortet sind“, oder ob man eine Postkarte mit tausend Grüßen und Küßen beschwert, Zweck und Erfolge sind im Grund ganz dieselben.

Als vor beinahe 50 Jahren der preussische Reichspostmeister die erste Anregung gab, zur Erleichterung des brieflichen Verkehrs offene Postarten einzuführen, ging ein Sturm der Entrüstung durch alle ängstlichen, gefühlreichen und in sich abgeschlossenen Menschen, die eine Profanierung geheimer Beziehungen vor einer, wenn auch beschränkten Öffentlichkeit fürchteten, und der Antrag wurde zunächst abgelehnt. Einige Jahre später gab ein Feuilleton in der „Neuen Freien Presse“ Veranlassung, daß die Postkarte in Oesterreich eingeführt wurde. Den ersten Triumph feierte sie aber im deutsch-französischen Krieg als leichte und schnelle Vermittlerin zwischen Feldlager und Heimat.

Fast unwahrscheinlich erscheint es heute, daß mancher besorgte Familienvater die Postkarte im eigenen Hause verbot, daß sie lange im freundschaftlichen Verkehr als unhöflich galt, und daß sie nicht geeignet schien, gesellschaftliche Beziehungen aufrecht zu erhalten.

Heute hat sie zu einem großen Teil das Gebiet der Briefe erobert. Sie ist künstlerisch und belehrend geworden, sie erinnert an alles, was wir auf Reisen sehen, was wir an besonderen Ereignissen miterleben, und was sich an Kunstwerken unserem Gedächtnis eingepreßt hat. In der Auswahl der bunten Bildchen kann sich die persönliche Note des Absenders fast so gut wie in einem Brief bemerkbar machen. Man kann sie Fernstehenden und Nahstehenden schicken. Sie erinnert die Menschen aneinander und verpflichtet zu nichts. Ihre Verbreitung gehört zu den hervorragendsten Zeichen der Zeit.

In meinem Archiv befinden sich die Briefe, die Alexander von Humboldt von seiner Weltreise an meine Großmutter schickte. Wo ihm das Wort zur Beschreibung nicht genügte, fügte er kleine Blätter mit Aquarellmalerei hinzu, dort einen eigenartigen Baum, hier eine Bergform festzuhalten. Heute sendet man von den fernsten Erdteilen die illustrierte Postkarte, oft in so schöner Ausführung, daß ein kleines Kunstwerk den Empfänger erfreut und die Sammlung dieser flüchtigen Grüße rechtfertigt. Durch ein kleines Wort, durch eine sinnige Betrachtung können wir auch diesem Massenartikel den individuellen Zug verleihen, den man für alles herbeibringt, gerade weil die Zeit ihn mehr und mehr zu verwischen droht.

Dieser individuelle Zug, der einst die Welt der „schönen Briefe“ erfüllte, sollte wieder die Korrespondenz der Gebildeten beherrschen. Es ist Frauenamt, diese feine Kunst zu pflegen und auch den vielbeschäftigten Mann darauf hinzuweisen, daß der kürzeste Brief, die eiligst hingeworfene Postkarte etwas geben kann, das über die orientierende Nachricht hinausgeht, das Gemüt berührt oder den Geist beschäftigt.

Von allen anderen Briefen aber, die praktischen Bedürfnissen dienen und keinen sentimental oder gesellschaftlichen Beziehungen gewidmet sind, sollte immer Schillers Wort aus Wallenstein gelten: „Der Brief hat Hand' und Fuß“. Die freundschaftlichen, die verliebten und die plaudernd erzählenden sollten jedoch Bürgers Wort wahr machen:

Briefe leben, atmen warm und sagen
Nuttig, was das bange Herz gebet.
Selbst wenn sie nur in einer illustrierten Postkarte bestehen.

Büchertisch.

Griechens Reiseführer. Band 95: Ahlbeck, Heringsdorf und Banfin, 16. Auflage. Mit zwei Karten. Preis 60 Pfg. Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin W. 35. Rechtzeitig zum Beginn der Reisezeit erschien die 16. Auflage des Führers „Ahlbeck, Heringsdorf, Banfin“ in der rühmlichst bekannten Sammlung der Griechen. Die neue Auflage zeichnet sich nach ihrer völligen Umarbeitung durch größere Uebersichtlichkeit aus, die im Verein mit den knappen, präzisen Angaben über alles für den Badegast Wissenswertes das Bändchen zu einem unentbehrlichen Ratgeber macht. Das sorgfältig revidierte Kartenmaterial unterstützt den Text in zuverlässigster Weise.

Zitatenrätsel.

Aus jedem der folgenden Zitate ist ein Wort zu nehmen, so daß sich ein neues Zitat ergibt:

1. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.
2. Halb zog sie ihn, halb sank er hin
3. Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern.
4. Cardinal, ich habe das Meinige getan; tun Sie das Ihrige.
5. Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.
6. Ein edler Mensch zieht edle Menschen an.
7. Die ich tief, die Geister, werd' ich nun nicht los.
8. Dies ist die Art, mit Degen umzugehen.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Verstedrätsels in voriger Nummer:
Wer befehlen will, muß gehorchen lernen.